

Klaus-Dieter Ertler (Hg.)

# Romanistik als Passion

Sternstunden der neueren Fachgeschichte IV

Fachgeschichte: Romanistik Bd. 5

LIT

Klaus-Dieter Ertler (Hg.)

# Romanistik als Passion

Sternstunden der neueren Fachgeschichte IV

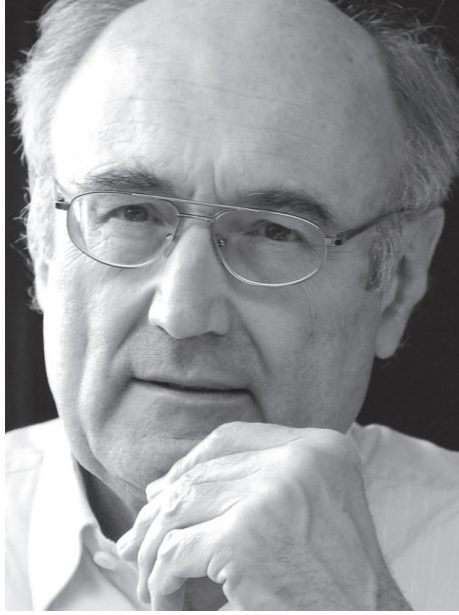
---

LIT

## Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort</b> .....	9
<b>Jörn Albrecht</b>	
Fremd bin ich eingezogen ... ..	13
<b>Walter Bruno Berg</b>	
Alte und Neue Welten der Romanistik .....	27
<b>Ligia Chiappini</b>	
Literatura Brasileira: mau negócio ou inegociável? .....	53
<b>Uwe Dethloff</b>	
Mein steter Weg von Ost nach West .....	79
<b>Hans Goebel</b>	
Romanistik: ciência i passió .....	99
<b>Karl Hölz</b>	
Abwesenheit gehört zur Karriere .....	129
<b>Ursula Klenk</b>	
Mein Leben mit Linguistik .....	143
<b>Johannes Kramer</b>	
Klassische Philologie und Romanistik: <i>De la Râm ne tragem</i> .....	161
<b>Georg Kremnitz</b>	
Wissenschaft(ler) in der Gesellschaft .....	187





Wolfgang Schell



Hans Goebel

## Romanistik: ciència i passió

### Herkunft und Jugend

Wenn es wahr ist, dass Bildungsschichten sich in aller Regel aus sich selber heraus reproduzieren und der „Genius“ (= *le génie*) des jeweiligen Geburtsortes eine gewisse Bedeutung für die neuen Erdenbürger hat, so trifft auf mich ganz sicher beides zu. Ich wurde 1943 in Wien als erster Sohn zweier Gymnasiallehrer geboren und hatte – trotz des bedrohlichen zeitgeschichtlichen Hintergrunds – das Glück, die ersten und auch alle nachfolgenden Jahre meiner Kindheit und Jugend ohne irgendwelche dramatische Verwerfungen oder Auffälligkeiten verbracht zu haben.

Mein Vater entstammte über Generationen hinweg als „bürgerlich“ anzusprechenden Kreisen und vermachte mir zudem die Zugehörigkeit zur lutheranischen Konfession, die ich im in den 50er Jahren noch stockkatholischen bzw. militant gegenreformatorischen Österreich schon als Kind in sehr bewusster Weise ge- und erlebt habe.

Hingegen war die Familie meiner Mutter bäuerlichen, in gewisser Weise auch proletarischen Ursprungs. Dieser Welt gehörte noch meine Großmutter an, die aber in geradezu idealtypischer Weise alles tat, um ihrer schulisch überaus begabten Tochter, also meiner Mutter, den Bildungsabschluss bis zum Doktorat zu ermöglichen. Das geschah damals im Rahmen realistischer Einschätzungen der eigenen intellektuellen Begabungen und eines Schulsystems, das Leistung forderte und honorierte, vor allem aber durch eine die gesamte Lebensführung durchdringende Disziplin aller Protagonisten.

Soweit zu den sozialen Substraten, die mich ohne jeden Zweifel *ab ovo* – wie es so schön heißt – geformt haben. In der Wohnung der Eltern gab es unendlich viele Bücher und auch ein Klavier, auf dem mein Vater, ohne dass ich je es ihm hätte nachtun können (und wohl auch: wollen), des öfteren spielte. Zu den besagten Büchern zog es mich von an Anfang magisch hin: sobald ich lesen konnte, wurde eine vierbändige Ausgabe des „Volks-Brockhaus“ zu meiner Lieblingslektüre. Sicher beruhen darauf meine bis heute andauernden enzyklopädischen Neigungen.

Ich habe die vier Jahre der Volksschule (1949–1953) zur Gänze in Wien verbracht und dabei diesen Schultyp an zwei Standorten besucht: in der Inneren Stadt (1. Bezirk) und in der Vorstadt (7. Bezirk). Ich kann mich an diese Zeit noch recht gut erinnern, vor allem an das damit verbundene erste Erleben sprachlicher Vielfalt. Wien ist ja nicht nur eine Stadt sprachlicher Buntheit, sondern auch die Stadt des Spiels damit.

Irgendwie habe ich schon sehr früh die Spur dieser verschiedenen Sprech- und Sprachstile aufgegriffen und deren Bedeutung verstanden. Meine Lehrer haben mir sehr bald eine diesbezügliche Kompetenz attestiert. Unterstützt wurde das freilich durch das permanente Erleben und (wohl recht naive) Reflektieren der unterschiedlichen Sprechstile meiner Mutter (reines Hochdeutsch) und meiner Großmutter (Wiener Dialekt) sowie auch dessen, was man im bis 1955 vierfach besetzten Wien an importierter sprachlicher Vielfalt (durch die parallele Sicht- und Hörbarkeit von Englisch, Französisch und Russisch) jeden Tag von neuem erleben konnte.

Großen Eindruck haben mir die angesichts der Bildungs- und Kulturbeflissenheit meiner Mutter schon sehr früh vermittelten Besuche diverser Sprechtheater gemacht, unter denen das ab 1955 im alten Haus wieder eröffnete Burgtheater eine besondere Rolle spielte. Ich werde nie vergessen, welchen Respekt mir als Bub die rhetorisch unübertrefflichen Kaskaden von Albin Skoda etwa in Stücken von Franz Grillparzer oder Friedrich Schiller eingeflößt haben. Überdies ist mir auch die sakrale Stille noch gut erinnerlich, die sich im festlichen Saal des Burgtheaters verbreitete, wenn Skoda zu diesen Monologen ansetzte.

Bald kamen auch analoge Erlebnisse in Oper und Konzert dazu. All das waren aber nur „Zutaten“ zu einer ansonsten „normal“ verlaufenen Kindheit, über deren ganze Dauer die Herausforderungen der Schule eigentlich „kein Thema“ waren.

## **Gymnasium**

Da meine Mutter eine besonders gute Erinnerung an einen von ihr selber durchlaufenen Schultyp (BEA: „Bundeserziehungsanstalt“, später: HIB „Höhere Internatsschule des Bundes“) hatte, wollte sie auch mir und meinem Bruder den Besuch derselben vermitteln. Eine solche BEA existierte damals für Buben nur in Graz. Somit bin ich – klarerweise nach bestandener Aufnahmeprüfung – im Jahr 1953 zum Wahl-Grazer geworden.



Die von mir nur bis 1957 in Graz-Liebenau besuchte BEA umfasste *Schule und Internat*. Der *ersteren* habe ich schon damals nur das Beste nachgesagt und tue es ungebrochen bis heute. Mit dem Leben im *Internat* und den damit verbundenen kollektivistischen Begleiterscheinungen konnte ich mich jedoch nicht so recht anfreunden, so dass ich mit Zustimmung meiner Mutter die zweite Hälfte der Gymnasialzeit (1957–1961) in Wien verbrachte und dort in ein Realgymnasium im 8. Bezirk ging.

Unzweifelhaft haben mich die in Graz und Wien frequentierten Gymnasien (beide vom Typ des Realgymnasiums, mit Latein, zwei Fremdsprachen, dem gesamten restlichen Fächerkanon samt Darstellender Geometrie und Philosophie) zutiefst geprägt. Ich hatte in beiden Fällen überaus kompetente, engagierte und menschlich respektable Lehrer; mit vielen von ihnen bin auch nach der Matura in Kontakt geblieben. Einige von ihnen – wie auch mein erster Volksschullehrer – sind sogar zu meiner Promotion gekommen.

In Graz gab es einen sprachlich erweiterten Lehrplan: Französisch war dort ab der ersten Klasse (mit fünf Wochenstunden) grundständig, doch gab es daneben – ebenso ab der ersten Klasse – auch Englisch (mit drei Wochenstunden). In beiden Fällen wurden die grundständigen Stunden durch je zwei Stunden Konversation verstärkt. Ich hatte dabei einen vorzüglichen Französisch- und einen nicht ganz so guten Englisch-Lehrer. Während ersterer uns mit unglaublicher Verve von Anfang an zum freien Sprechen und Kommunizieren animierte, quälte uns der zweite mit dem Malen von Lautschrift-Symbolen und der „normgerechten“ Aussprache spezieller Laute der *received pronunciation*.

Auf jeden Fall war nach den sehr ermutigenden Erfahrungen mit dem Schreiben „guter Aufsätze“ in der Volksschule und dem so glatten Einstieg in das Französische (und durchaus auch in das Englische) der Boden optimal für das ab der dritten Klasse zu erlernende Latein bereitet. Und in der Tat: der Kontakt mit dem Lateinischen wurde für mich zu einem ganz großen Erlebnis und ist es bis heute geblieben. Mein erster Latein-Lehrer war „ein ganz harter Hund“, der mir die für den Umgang mit dieser Sprache unumgängliche Konsequenz und Disziplin beibrachte. Doch war er bei der Notengebung deutlich weicher und hat meine zunächst sicher nicht „sehr guten“ Leistungen mit eben diesem Votum honoriert.

„Harte Hunde“ und die von ihnen ausgehenden Forderungen nach Konsequenz und Disziplin gab es glücklicherweise auch in anderen Fächern, und auch die schon erwähnten guten Noten. In dieser Hinsicht haben – vor

allem in der Oberstufe – meine Trimester- und Abschlusszeugnisse eine meine Mutter (und auch meine Lehrer) sehr erfreuende Uniformität erlangt, die nur böse Zungen als Resultat einer grenzenlosen Streberei bezeichnen würden.

Was ich aber in diesen durchaus fordernden Situationen zunächst vage und dann immer deutlicher verstand, war, dass offenbar nicht jeder meiner Klassenkameraden fähig oder willens war, sich dem Wissenserwerb mit jener Freude hinzugeben, wie mir das möglich und auch irgendwie selbstverständlich war.

Neben der Schule haben mich schon früh – offenbar als Erbe der vielen Handwerker in der Familie meiner Mutter – Basteleien der verschiedensten Art sehr interessiert, unter denen sich im Lauf der Jahre das „Radiobasteln“ besonders profiliert hat. Das aber hatte auch seine sprachlichen Konsequenzen, da es ja solcherart möglich wurde, über die mit viel Liebe gebauten Geräte auf Kurz- und Mittelwelle in eine polyglotte Wunderwelt einzusteigen.

Zum Zeitpunkt der in Wien (auch in den naturwissenschaftlichen Fächern mit optimalem Erfolg) abgelegten Matura (1961) gab es hinsichtlich der späteren Studien zwei Optionen: Sprachen oder Nachrichtentechnik. In den 12 Monaten der nachfolgenden „Einjährig-Freiwilligen-Zeit“ beim österreichischen Bundesheer fiel dann die Entscheidung – knapp aber doch – für die Sprachen. Dabei war klar, dass darunter nur Latein und Französisch zu verstehen war, und auch, dass beide Fächer zuerst für das Lehramt an Gymnasien und erst darnach mit der Option eines Doktorats zu studieren wären.

Noch ein Aspekt scheint mir berichtenswert zu sein: ich war auch jenseits der Schule ein überaus neugieriger Kerl und habe mich dabei stets für die Lebensläufe meiner wechselnden Umgebungen interessiert und ganz explizit darnach gefragt. So habe ich bereits in den frühen 50er Jahren sehr viele, inhaltlich durchaus unterschiedlich getönte und gewichtete Berichte zur Zwischenkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit erhalten und mir auf diese Weise eine recht differenzierte Vorstellung davon machen können, was man die „Zeitgeschichte“ nennt. Die von mir befragten Erwachsenen sind mir nie mit Ablehnung oder Schweigen, sondern stets mit einer sehr großen Offenheit begegnet. Insofern kann ich im Lichte meiner Erfahrungen jene Diskurse nicht bestätigen, die pauschal allen Österreichern Geschichtsvergessenheit und Verdrängung des Geschehenen vorwerfen.

## Studium

Ich habe im Herbst 1962 an der Universität Wien zweifach inskribiert:

- für das Lehramt aus Französisch und Latein (was auch zahlreiche pädagogische, psychologische und philosophische Lehrveranstaltungen einschloss)
- und für ein späteres Doktorat (Hauptfach: Romanische Philologie, Nebenfach: Alte Philologie).

Zunächst das Formale: ich habe sehr zügig studiert: die Lehramtsprüfung wurde in allen Teilen im Frühjahr 1967 abgelegt; so dass ich ab Herbst 1967 mit dem Unterrichten beginnen konnte. Die Promotion erfolgte im Jahr 1970.

Vor dem Hintergrund der ungebrochen andauernden Unterstützung meiner Eltern konnte ich der Studienzeit ohne materielle Sorgen entgegensehen. Allerdings war es für mich wegen des früh fixierten Berufsziels und auch des mit dem Studieren an sich verbundenen persönlichen Engagements in unausgesprochener Weise klar, dass hier weder Bummeln noch „Selbstfinden“ angesagt war, wiewohl sich in Wirklichkeit just das zweite Tag um Tag immer wieder von neuem vollzogen hat.

Den Antritt meiner Studien kann ich nur als ein von viel Freude und Arbeitseifer getragenes „Hineinstürzen“ bezeichnen. Dazu trugen die sehr familiären Verhältnisse auf den beiden Instituten (für Alte und Romanische Philologie) genauso bei wie das „schock“-artige Auftreten von *ab initio* zu erledigenden Herausforderungen. Diese bestanden zum einen im binnen zweier Semester nachzuholenden Graecum und zum anderen – und zwar auf der Romanistik – in der Konfrontation nicht nur mit dem Französischen, sondern auch mit mindestens zwei weiteren romanischen Sprachen, wie das der damals geltende Lehrplan in sehr diffuser Weise verlangte. Das waren hier Italienisch und Spanisch. Zur seriösen Erlernung weiterer romanischer Sprachen kam ich erst später.

Die Intensität meiner Begegnung mit dem Altgriechischen stand jener um nichts nach, die ich sieben Jahre zuvor mit dem Lateinischen hatte. Wiewohl ich dazu – abgesehen von den eigentlichen Sprach- und Grammatikkursen – auch sehr viele genuin philologische Lehrveranstaltungen besucht und auch eine zusammenfassende Schlussprüfung aus Griechisch abgelegt hatte, ist zu meinem großen Bedauern das Griechische in mir nicht so wie das Lateinische verhaftet geblieben.

Erneut hatte ich in den beiden Studienrichtungen sehr gute Lehrer, und zwar auf allen akademischen Niveaus. In der Romanistik betraf das ganz besonders Carl Theodor Gossen (für die Sprachwissenschaft) und Georg Rabuse (für die Literaturwissenschaft). Mit beiden hatten alle meine Jahrgangskollegen sehr gute menschliche Kontakte, abgesehen davon, dass es ja damals noch den Brauch vierstündiger Vorlesungen für alle Hörer einer Disziplin gab, in deren Verlauf es zu fallweise überaus eindrucklichen Momenten akademischer Lehre kam.

Noch in guter Erinnerung sind mir Stimmung und Ambiente, worin Gossen vor rund 200 Studenten seine wöchentlich viermal stattfindende Vorlesung über die „Entstehung der romanischen Sprachen“ abhielt. Da erzählte ein wahrer *Meister* – die großen Tafeln des alten Hörsaals 41 nacheinander mit Kreide anfüllend und seine Notizen darnach mit einer generösen Armbewegung wieder weglöschend – seinen *Eleven* davon, wie sich aus den Wirrnissen der Völkerwanderungszeit eine faszinierende Wunderwelt aufbaute, entfaltete und in verschiedenen Nationalkulturen verfestigte, von denen jene des Französischen ja nur eine unter vielen anderen war.

Damals gab es außer bei der Uni oder im Wissenschaftsministerium speziell zu beantragenden Stipendien weder ein erasmus-ähnliches Programm noch sonstige Reisehilfen. Doch hat die von Gossen praktizierte Art der romanistischen Lehre viele meiner Kommilitonen (natürlich beiderlei Geschlechts) auf dem aller kürzesten Weg veranlasst, die Romania *in toto et in parte* zu bereisen und persönlich zu erleben. Gossen war für diese Vorbildwirkung sicher als Schweizer in besonderer Weise befähigt und legitimiert.

Ich selber habe mich ab der Mitte meines Studiums verstärkt in Frankreich aufgehalten und nach dem Abschluss meiner Lehramtsstudien (im Frühjahr 1967) ein halbes Jahr in Paris zugebracht, um in der Bibliothèque Nationale die Materialien für meine Dissertation über die Sprache der mittelalterlichen Urkunden der Normandie zu sammeln.

Zu diesem Zeitpunkt hatte sich mein Bild davon, was ein Romanist sein soll, schon längst herausgebildet und verfestigt: es ist das ein kultureller Brückenbauer zwischen der Germania und der Romania, wobei sein in die Romania gerichteter Blick von einer tiefen, persönlich zu verstehenden Empathie „für alles Romanische“ getragen sein sollte. Es geht da weniger um die Optimierung einer technischen Perfektion im Professionellen als vielmehr darum, wie gut man mit den verschiedenen Romanen das Gespräch „auf gleicher Augenhöhe“ beherrscht. Und dazu sind nun einmal

gute, ja sehr gute Kenntnisse der betreffenden Sprachen und auch der damit verbundenen kulturellen und historischen Fakten notwendig.

Daher habe ich bis heute das unermüdliche Herumfeilen an diesen Elementarerfordernissen nicht aufgegeben.

In der Alten Philologie zählten Walther Kraus, Albin Lesky und Rudolf Hanslik zu meinen wichtigsten Lehrern. Bei Kraus habe ich (natürlich auf Lateinisch) meine Hausarbeit über die *Res rustica* von Marcus Terentius Varro geschrieben, bei Lesky mehrere griechische Vorlesungen, Proseminare und sogar ein Seminar besucht und bei Hanslik viel zum Kirchenlateinischen – das ja zahlreiche Querbezüge zur Romanistik bietet – gehört und gelernt.

Über verschiedene Freunde bin ich recht bald nach 1962 zur Österreichischen Hochschülerschaft (ÖH) gestoßen und hatte dabei die Ehre und das Vergnügen, im Jahr 1965 einen Ball organisieren zu dürfen, der im Juni dieses Jahres in der Hofburg stattfand und von 4000 (in Worten: viertausend) Studenten besucht wurde. Die Metapher des „rauschenden Festes“ war hier wirklich zutreffend. Die Idee zu diesem Ball wurde von der ÖH aus Anlass des 600-jährigen Geburtstags der Wiener Uni (gegründet im Jahr 1365) geboren und ab 1966 in der Form eines alljährlich in den Räumen der Wiener Universität stattfindenden Sommerballs verfestigt.

Über diese Tätigkeit bei der Hochschülerschaft bin ich erstmals mit der Hochschulpolitik in Kontakt gekommen, von der man damals als „normaler“ Student nur sehr wenig mitbekam. Ich verhehle aber auch nicht einen anderen, sehr persönlichen Aspekt der Wiener Studienzeit: für einen aus streng mono-edukativen Anstalten kommenden Zögling hatte (auch damals schon) ein *romanistisches* Studium ungewohnt intensive Kontakte mit dem *schönen Geschlecht* zur Folge, die für mich in ähnlicher Weise neu und herausfordernd waren wie zum Beispiel das schon weiter oben erwähnte Altgriechische.

Um es kurz zu machen: das alles hatte zur letztendlichen Konsequenz, dass ich seit nunmehr 45 Jahren mit jener Kommilitonin verheiratet bin, die im Jahr 1964 mit mir und zwei weiteren JungromanistInnen von unserem gemeinsamen Lehrer Gossen dazu verhalten wurde, die galloromanischen Bezeichnungen des Begriffs „Sessel“ anhand der Karte 222 *la chaise* des „Atlas linguistique de la France“ zu analysieren.

Was für ein Thema und welche Folgen!

## Erste Weggabelungen

Die in Latein und Französisch jeweils in der Originalsprache vorzulegenden Hausarbeiten habe ich sozusagen *rite*, aber noch nicht mit „wissenschaftlichen Volldampf“ verfasst. Zur Setzung dieses für jeden Jungspund (vom Typ *qui se respecte*) unerlässlichen Kraftaktes kam es erst im Zusammenhang mit meiner Dissertation. Dazu hat über Umwege meine ab Herbst 1967 einsetzende Tätigkeit im Schulunterricht beigetragen. Obwohl ich – angespornt durch die guten pädagogischen Erfahrungen meiner beiden als Mittelschullehrer tätig gewesenen Eltern (Fächer des Vaters: Mathematik und Turnen; Fächer der Mutter: Deutsch und Turnen) – dem Eintritt in das Schulgeschehen mit großer Vorfreude entgegengesehen habe, musste ich doch sehr rasch erkennen, dass ich hier in eine Welt eingetaucht war, die sich nicht mehr in jener harmonischen Balance befand, die vielleicht noch zur aktiven Zeit meiner Eltern existiert haben mag.

Das betraf zum einen sicher die für die Erlernung von Französisch und Latein bei meinen damaligen Schülern (ausschließlich Buben) vorhandene Bereitschaft und zum anderen wohl auch mich selber: lag meine eigentliche Vokation wirklich im Beruf des Mittelschullehrers?

Ich wurde zur Ablegung des Probejahrs (1967/68) pikanterweise vom Wiener Stadtschulrat jener Schule zugewiesen, an der ich 1961 maturiert hatte. Damit hatte ich den enormen Vorteil, von meinen alten Lehrern mit großer Freude begrüßt und mit zahlreichen Privilegien bedacht zu werden, die einem „normalen“ Probelehrer nicht konzidiert wurden. Diese bestanden unter anderem darin, möglichst oft und ungesehen vom Schulhaus im 8. Bezirk zur (relativ nahen) Universitätsbibliothek überwechseln zu können.

In dieser Zeit der Spannung zwischen dem jungen schulischen Beruf und der schon etwas älteren, aber immer mächtiger werdenden Liebe zur Wissenschaft haben sich die Gewichte kontinuierlich und permanent zu Gunsten der letzteren verschoben.

Die Eckdaten meiner Tätigkeit an zwei Wiener Gymnasien (Wien VIII., Albertgasse und Wien XXI., Strebersdorf) sind 1967 und 1973.

Im Frühjahr 1970 habe ich mich erstmals für die Wahrnehmung eines Assistentenpostens an einer Universität (für Marburg / Lahn) beurlauben lassen, im Jahr 1973 geschah dies zum zweiten (und letzten) Mal (für Regensburg). Ersteres ereignete sich bereits vor dem Hintergrund meiner

1968 geschlossenen Ehe, Zweiteres vor jenem der Obsorge für zwei ganz kleine Kinder (geboren 1971 und 1973).

Bei der Ausarbeitung meiner Dissertation habe ich – wie oben angedeutet – insofern „Volldampf“ gegeben, als ich zur Behandlung des gestellten Themas nicht nur die traditionellen philologischen Methoden, sondern auch neuartige quantitative Verfahren eingesetzt und zu deren konkreter Bewältigung mich sogar der damals brandneuen Computerei bedient habe. Damit konnte ich nicht nur meiner alten Bastelleidenschaft unter geänderten Vorzeichen zu einem neuen Auftrieb verhelfen, sondern auch meine eine Zeitlang ruhend gestellten mathematischen Neigungen reaktivieren. Ich habe diese *interdisziplinäre* Selbstverpflichtung auch zum Anlass genommen, neben der Schule zahlreichen – ebenso *interdisziplinären* – Lektüren nachzugehen, um den allenthalben auftauchenden Zweifeln und Ideen begegnen bzw. eine festere Basis geben zu können.

Die Dissertation wurde 1969 bei der Uni Wien eingereicht, wobei die Approbierung formal nicht mehr von Prof. Gossen vorgenommen werden konnte, der im Jahr 1967 von Wien nach Basel zurückgekehrt war. Doch hat er dazu das entscheidende Gutachten geschrieben und sich auch dafür eingesetzt, dass meine Arbeit möglichst rasch in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie veröffentlicht wurde. Das geschah denn auch im Jahr 1970 in deren 269. Band.<sup>1</sup>

An die im April 1970 im Festsaal der Universität Wien stattgehabte Promotionsfeier erinnere ich mich ganz genau, und nicht ohne Rührung. Dies auch deshalb, weil mir die von bundesdeutschen 68-er Revoluzzern vorgebrachte (und sehr oft durchgesetzte) Forderung nach Abschaffung solcher Feiern angesichts von deren ungemein familienbezogenem Charakter stets als völlig deplatziert erschienen ist. Immerhin sind an diesem Tag nicht nur die Hoffnungen und Erwartungen meiner, sondern auch die zahlreicher anderer Eltern in unübersehbarer Weise bestätigt worden.

Noch im April 1970 habe ich meine erste Assistenz an der Universität Marburg an der Lahn angetreten. Sie war von C. Th. Gossen vermittelt worden, an den sich ein anderer Schweizer Romanist, Max Pfister, mit der Bitte um eine Personalempfehlung für einen solchen Posten gewandt hatte. Pfister hatte damals in Marburg seine erste Professur erhalten und wollte diese Chance nützen, um sein Projekt eines großen etymologischen Wör-

---

<sup>1</sup> Zu meiner wissenschaftlichen Bibliographie siehe unter: <https://www.sbg.ac.at/rom/people/prof/goebl/publikat01.htm>



terbuchs des Italienischen (heute: *Lessico etimologico italiano, LEI*) auf Spur zu bringen.

Für mich bot diese Assistenz die erste Möglichkeit, das innere Räderwerk einer Universität kennenzulernen, zudem einer solchen, die außerhalb Österreichs lag. Bislang war ich ja stets nur als Student an die Universität herangetreten. Dazu, was sich in deren Inneren „wirklich“ abspielte, hatte ich über Kommilitonen, die in Wien einen Assistentenposten ergattern konnten, nur Episodisches vernommen.

Marburg war eine in doppelter Hinsicht sehr interessante Erfahrung. Zum einen war die Universität dieser Stadt seit 1968 einer der bundesdeutschen Brennpunkte der Studentenrevolte. Somit konnte man dort die allerkrausesten Auswüchse dieser Verwerfungen sozusagen in „ethnographischer Reinheit“ studieren. Mir kam das alles ziemlich absurd, überzogen und oft sogar nur lächerlich vor, auch vor dem Hintergrund meiner schon damals sehr konservativen Grundausrichtung.

Zum anderen war ich bei M. Pfister sozusagen der erste Redaktions-Assistent des *LEI*. Über den wissenschaftlichen Wert des *LEI* – welches das italienische Pendant des großartigen „Französischen etymologischen Wörterbuchs“ von Walther von Wartburg werden sollte – bestand schon damals für mich nicht der geringste Zweifel. Ich hatte somit auch keine Zweifel an der Sinnhaftigkeit jener Arbeiten, die ich 1970 für das *LEI* zu verrichten hatte. Nur hat sich angesichts der dabei *in concreto* zu verrichtenden Tätigkeiten für mich sehr rasch die Frage gestellt, ob unter diesen Vorzeichen der Weiterentwicklung meiner *vis scientifica* optimal gedient sei.

Immerhin hatten sich in mir nach dem erfolgreichen Einsatz quantitativer Verfahren und informatischer Hilfsmittel im Rahmen der Mediävistik unruhige und vorwärtsdrängende Überlegungen breitgemacht, ob man solches nicht auch im Bereich der Gegenwarts-Dialektologie machen könne: daraus ist dann später die *Dialektometrie* geworden.

Angesichts dieser zwei mit Marburg verbundenen Fragezeichen habe ich es vorgezogen, erneut in den Wiener Schuldienst zurückzukehren, der zudem damals den Vorteil hatte, die jungen Lehrer sehr rasch mit unbefristeten Dienstverträgen auszustatten.

Rückblickend war dies sicher eine kluge Entscheidung, da solcherart meine und meiner Familie Meinung zur Frage der Abwägung zwischen Schule und Wissenschaft zu einer klaren Lösung heranreifen konnte.



1973 habe ich mich schließlich um eine für sechs Jahre (also bis 1979) ausgeschriebene Assistentenstelle an der Universität Regensburg beworben und dieselbe nach Durchlauf der üblichen Prozeduren auch erhalten. Damit hat – ich sage das völlig unumwunden – die wissenschaftlich schönste und zugleich ertragsreichste Zeit meines Lebens begonnen. Das hat mehrere Gründe: ich bin dort auf Kollegen (zuerst Helmut Berschin und Josef Felixberger, dann aber auch Gerhard Ernst und Joseph Jurt) gestoßen, mit denen mich noch heute eine tiefe geistige Vertrautheit und persönliche Freundschaft verbindet, habe an der damals ganz jungen Universität Regensburg ganz phantastische Bibliotheks- und Arbeitsmöglichkeiten angetroffen und konnte im Umfeld der nicht anders als entzückend anzusprechenden Stadt Regensburg für meine junge Familie eine Bleibe finden, wo meine beiden Buben unter ländlichen Bedingungen, also „unter Obstbäumen und neben dem Misthaufen“, aufwachsen konnten.

Die neue Position war aber auch mit einem enormen zeitlichen Druck verbunden: man hatte zwar optimale Bedingungen zur wissenschaftlichen Arbeit und nur geringe Lehrverpflichtungen (4 Stunden pro Woche), wusste aber zugleich, dass diese schöne Zeit punktgenau nach sechs Jahren zu Ende gehen würde. Man musste es also schaffen, sich in dieser Zeit zu habilitieren und sein eigenes wissenschaftliches Profil innerhalb der Fachwelt soweit zu etablieren, dass daraus gute Chancen für die möglichst rasche Erlangung einer Lehrkanzel resultierten.

Die Sache war also wirklich nicht ohne Risiko. Ich bin noch heute meiner Frau Uta unendlich dafür dankbar, dass sie mich damals in meinen wagemutigen Unternehmungen *semper et ubique* vorbehaltlos unterstützt hat.

Wenn vorhin vom bei der Redaktion der Dissertation gegebenen „Voll dampf“ die Rede war, so ist für meine Regensburger Zeit, die sich *de facto* nicht nur bis 1979, sondern bis 1982 erstreckte, die Metapher des „Vollgas Gebens“ angebracht.

In Regensburg habe ich nicht nur den gesamte Forschungskomplex der Dialektometrie methodisch und prozedural – und zwar im Wege einer gut geölten Kooperation mit Computerspezialisten in Wien, Bonn und Münster – ausgearbeitet und mittels entsprechender Applikationen (auf französische und italienische Dialektdateien) auf jenes Niveau gebracht, das man in meiner 1984 in drei Bänden erschienenen Habilitationsschrift („Dialektometrische Studien“) nachlesen kann, sondern auch die Technik der dafür kontinuierlich nötigen Einwerbung von Drittmitteln erlernt.

Von Regensburg aus bin ich zudem – nicht immer zum Vergnügen meiner Familie – zum großen Reisenden geworden: nicht nur zu größeren oder kleineren wissenschaftlichen Tagungen und Kongressen, sondern auch zum Zweck der Erkundung verschiedener Winkel der Romania und des Erlernens neuer romanischer Sprachen. Dabei war mein schließlich auch erreichtes Ziel, in dieser Weise ganz konsequent alle romanischen Sprachen (also von Portugal bis Rumänien) abzudecken. Überdies unter Einschluss des zwischenzeitlich schon recht verrosteten Englischen.

Im Verlauf einiger dieser Reisen habe ich aber auch die Grundlagen zu jenem Projekt gelegt, das mich nach meiner Berufung nach Salzburg volle 30 Jahre lang beschäftigen sollte und das ich schlussendlich plangemäß vollenden konnte: nämlich zum „Atlante linguistico del ladino dolomitico e dei dialetti limitrofi“ (ALD), wie dieser Sprachatlas in der italienischen Form seines Namens heißt.

Bei diesen sehr diversifizierten Kontakten konnte ich praktisch alle damals im Rahmen von 6-Jahres-Verträgen emporstrebenden bundesdeutschen Nachwuchsromanisten kennenlernen und mit einigen von ihnen lebenslange Freundschaften schließen. Solche sind aber auch mit zahlreichen Fachkollegen in der Romania entstanden.

Im Umgang mit all diesen Leuten habe ich aber auch sehr deutlich erfahren, wie schwierig diesen im Allgemeinen das Verständnis meiner dialektometrischen Arbeiten und Methoden fiel, die ja – trotz ihrer weiten Verbreitung im Bereich der Naturwissenschaften – innerhalb der Geisteswissenschaften eine randständige Erscheinung waren. Doch habe ich mich davon nicht entmutigen lassen, sondern zum Anlass vertiefter wissenschaftssoziologischer und -theoretischer Reflexionen genommen. Zudem habe ich mich bemüht, bei meinen zahlreichen, in verschiedenen Sprachen gehaltenen Vorträgen die anstehenden Barrieren durch besondere visualisatorische Hilfestellungen zu überwinden.

Hier muss ganz unbedingt der Name eines Mannes genannt werden, dem ich in wissenschaftlicher Hinsicht wenigstens so viel wie meinen Wiener Lehrern verdanke. Es ist das Gabriel Altmann, seinerzeit Professor für Allgemeine Linguistik in Bochum. Ich habe „Gabi“ im Jahr 1977 eigentlich durch einen Zufall kennengelernt, und zwar in Marburg an der Lahn, also in einer Stadt, die schon einmal für mich schicksalhaft geworden war. Dort fand ein kleinerer Kongress zu Fragen der Computerisierung der Sprachatlas-Arbeit statt, in dessen Verlauf Gabi und ich beim Essen miteinander in ein sehr rasch immer dichter werdendes Gespräch kamen, in dessen Ver-

lauf ich sofort erkannte, dass ich da jemandem gegenüber saß, von dem ich unendlich viel lernen könnte. Gabi schlüpfte damit – nolens volens – binnen kurzem in eine Rolle, die er für mich bis heute beibehalten sollte: nämlich in die eines Lehrers und Meisters. Und natürlich auch in die eines Freundes. Alle, die Gabi kennen, werden das verstehen. Keinem ist es anders ergangen.

Die von Gabriel Altmann vertretene Quantitative Linguistik ist nicht bloß „(unverständlicher) Formelkram“, sondern eine auf verschiedenen wissenschaftstheoretischen Fundamenten aufruhende quantitativbezogene Betrachtung von Sprache, die jedem, der ihr folgt, nicht nur ganz neue Ausichten auf Sprache und Sprechen, sondern auch zahlreiche interdisziplinäre Perspektiven auf andere, quantitativbezogene Humandisziplinen eröffnet.

In Regensburg entstand in Kooperation mit Helmut Berschin und Josef Felixberger ein Lehrbuch zur Geschichte des Französischen („Französische Sprachgeschichte“), das erstmals 1978 in München herauskam und zu einem richtigen Verkaufserfolg geriet. Dazu gab es sogar eine zweite Auflage, die 2008 erschien, allerdings nicht mehr in München, sondern in Hildesheim. Es scheint, dass sie erneut gut im Rennen liegt.

Im Jahr 1979 habe ich mich schließlich mit einer großen Monographie zur Dialektometrie („Dialektometrische Studien“) habilitiert, die nicht nur inhaltlich, sondern auch typographisch recht herausfordernd war, galt es doch, Text, Graphiken und ellenlange Tabellen in einer semiotisch sinnvollen Weise miteinander zu verbinden. Diese Probleme mussten nicht nur beim in Regensburg einzureichenden Manuskript, sondern auch beim danach erfolgenden Druck in passender Weise gelöst werden. Darin lag der Hauptgrund, weshalb die Publikation dieses Buches erst im Jahr 1984 erfolgte.

Dazu eine Episode: das Hauptgutachten zu meiner Habilitationsschrift sollte Gerhard Ernst schreiben, und zwar im Sommer 1979. Dies bedingte, dass er sich in den Ferien sehr intensiv mit *goebl* auseinandersetzen und somit – sit venia verbo – *göbeln* musste. Nur Sprecher mittel- und norddeutscher Varietäten werden den damit verbundenen Wortwitz illico verstehen. Das fragliche Gutachten fiel überdies sehr laudativ aus.

Zwar war mit der erfolgreichen Habilitation offiziell der Weg für diversifizierte Bewerbungen um eine Professur gebahnt, doch wäre es auch in der – verglichen mit heutigen Verhältnissen – damals stellenmäßig recht günsti-

gen Zeit vermessen gewesen, auf einen sich binnen weniger Monate einstellenden Erfolg solcher Bewerbungen zu hoffen.

Als „Retter in der Not“ erwies sich hier ein von der DFG neu gegründetes Programm namens „Heisenberg-Stipendium“, das explizit zur Unterstützung von in Warteposition befindlichen Nachwuchswissenschaftlern bestimmt war, denen zuvor in einem mehrstufigen Begutachtungsverfahren die Ruffähigkeit bescheinigt werden musste. Ich hatte Glück und bekam mit diesem – auch finanziell überaus attraktiven – Stipendium einen Zeitrahmen von weiteren fünf Jahren geschenkt, innerhalb dessen die definitive Position erreicht werden musste. Irgendwann haben mir zwei schon längst von uns gegangene Granden der romanistischen Linguistik – Helmut Stimm und Helmut Lüdtke – bei einem Glas Rotwein offenbart, das die entscheidenden zwei Gutachten von ihnen geschrieben worden wären. *Maximas gratias vobis dico!*

Im Zuge meiner Bewerbungen ergaben sich relativ rasch zwei Rufe, der erste an die TU Berlin, der zweite an die Uni Salzburg, von denen ich in der Mitte des Jahres 1982 jenen nach Salzburg annahm und ebendort am 1.12. meinen Dienst auf der von 1970 bis 1980 von Mario Wandruszka innegehabten „Lehrkanzel III“ antrat. Damit hatte ich in der Tat das jedem Bahnhof vorgelagerte Gleisgewirr verlassen und befand mich auf der Hauptstrecke. Der Zug konnte, ja musste Tempo aufnehmen, um möglichst weit in den vor ihm liegenden Raum einzudringen.

### **Auf der Hauptstrecke**

Die (vor Ort seit 1964 bestehende) Salzburger Romanistik war bei meinem Dienstantritt recht gut ausgestattet. Sie verfügte zunächst über drei Ordinariate (zwei für Linguistik und eines für Literatur), in deren Rahmen zum einen der Bereich Französisch-Italienisch (R. Baehr und meine Wenigkeit) und zum anderen jener der Iberoromania (D. Messner) abzudecken waren. Die Studienpläne ermöglichten – neben dem Erwerb der Lehrämter für Französisch, Italienisch und Spanisch – das nominelle Studium einzelner romanischer Sprachen bis zum Doktorat, wobei dafür das Diplom (Magisterium) eine obligate Vorstufe war. Anders als zur Zeit meiner Wiener Studien gab es also die Studienoption „Romanische Philologie“ nicht mehr, wiewohl meine damaligen Kollegen – Rudolf Baehr und vor allem mein alter Studienfreund Dieter Messner – sehr panromani(isti)sch dachten und agierten.

Der Familien-Umzug von Regensburg nach Salzburg erfolgte im Frühjahr 1983. Damit tauchten wir alle wieder in den „Kontext der Heimat“ ein. Zwar hatten die in Regensburg eingeschulten und dementsprechend bayrisch sozialisierten Söhne mit ihren neuen Salzburger Kameraden – abgesehen von anfänglichen kleinen „Ethno“-Reibereien – nur wenige Probleme. Doch ergaben sich für mich und meine Frau gewisse „Aha-Erlebnisse“, die ihren Grund darin hatten, dass wir beide in den Regensburger Jahren (1974–1983) vieles davon, was in dieser Zeit in Österreich passierte, nicht so richtig mitbekommen hatten. Die fragliche Spanne fiel ja weitgehend mit der „Kreisky-Zeit“ zusammen, deren „innovativer“ Charakter oft betont wird. Wir hatten uns also zu re-integrieren.

Zunächst präsentierte sich für jemanden, der sich an deutsche Usancen – die überdies in Bayern nur mehr wenige Spuren des 68er Rummels trugen – gewöhnt hatte, die hier vorgefundene Drittelparität als neu und gewöhnungsbedürftig. Diese sah ja in allen universitätspolitisch bedeutsamen Entscheidungen eine sich in Abstimmungen manifestierende Mitwirkung dreier standespolitisch klar definierter Kurien (Professoren, Mittelbau, Studenten) vor. Damit verbunden war (natürlich) eine massive Verpolitisierung – stets im Sinne der zitierten Kurien – der wichtigsten Entscheidungsprozeduren auf allen Ebenen der Universität.

Ziemlich rasch wurde ich am „Institut für Romanistik“ (wie es damals noch hieß) zum Vorstand gewählt und damit im Sinne dieser Drittelparität in die Pflicht genommen. Von den bis zu meiner Emeritierung (2012) in Salzburg verbrachten dreißig Jahren habe ich immerhin volle vierzehn dieser Funktion gewidmet. In dieser langen Zeit habe ich mich redlich bemüht, in diesem System fair mitzuspielen, muss aber gestehen, dass ich heilfroh war, als es damit vor und nach der Jahrtausendwende in legislativer Hinsicht schrittweise zu Ende ging.

Als „Neuer“ hatte ich natürlich die von M. Wandruszka eingestellten Mitarbeiter (Gabriele Blaikner, Gudrun Held und Wolfgang Pöckl) unter meine Fittiche zu nehmen, wobei mein Bemühen zunächst darauf gerichtet war, deren anfängliche Scheu und Reserve nach Möglichkeit zu überwinden. Das ist mir zwar nicht sofort, aber *à la longue* hoffentlich doch geglückt, wie mir im (vielleicht etwas verklärten) Rückblick scheinen mag. Ich habe mich auch um ein gutes Verhältnis zu M. Wandruszka selber bemüht, der mich als Mensch und Wissenschaftler – also durch seine Biographie und sein Œuvre – schon von Regensburg aus sehr interessiert, wenn nicht sogar fasziniert hatte.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass ich – kaum in Salzburg ernannt – sogleich in die dann fast dreißig Jahre andauernden Debatten rund um die bauliche Sanierung der (als Provisorien errichteten) Platten-Bauten in der Akademiestraße hineingezogen wurde, die dann im Jahr 2011 mit dem Umzug aller in der Akademiestraße angesiedelten Disziplinen in den nicht unumstrittenen Glaspalast des „Uniparks“ endeten.

Für meine primär funktionelle Auffassung eines Institutsbetriebs boten die alten Gemäuer viele Annehmlichkeiten: es gab helle und geräumige Dienstzimmer und Hörsäle, dazu eine große, vom Tageslicht beschienene Bibliothek, in deren Räumen man sowohl die Monographien (bzw. „Bücher“) als auch alle Zeitschriften auf kurzem Weg finden und einsehen konnte. Eine meiner neuen Agenden bestand – alten Neigungen zur Sammlung und Pflege von Büchern folgend – auch darin, mich ganz speziell dieser Bibliothek anzunehmen. Darunter waren nicht nur die Sorge um das Personal und die von diesem zu tätigen Neuankäufe zu verstehen, sondern auch sehr handfeste Dinge wie das Binden beschädigter Bücher oder neu angefertigter Kopien und die eigenhändige Konstruktion diverser Nutzmöbel oder Lesebehelfe. Die Zahl der von mir im Lauf der Jahre *manibus propriis* gebundenen Bücher dürfte vierstellig sein.

Wer zwischen den Zeilen lesen kann, wird schon verstanden haben, dass im neuen „Unipark“ die eben genannten Vorzüge nicht mehr existieren. Da eines der Hauptanliegen meines akademischen Unterrichts immer darin bestanden hat, die Studenten zu einer seriösen Benützung der vorhandenen Literatur zu erziehen, und ich dabei der Meinung war, dass dafür entsprechend attraktive Rahmenbedingungen existieren müssten, konnte ich von den im neuen Unipark „bereitgestellten“ Bedingungen nur enttäuscht sein: Kunstlicht, kaum anständige Leseplätze, räumlich unzumutbar große Trennung von Monographien und Zeitschriften etc. Und erst recht: welcher Kontrast zu den 1973 in Regensburg vorgefundenen Möglichkeiten!

Ein weiteres Betätigungsfeld für den informatisch vorbelasteten Neuling war die Organisierung der durchgehenden Versorgung des Instituts mit den damals langsam aufkommenden Personal-Computern. Diese Tätigkeit erfolgte freilich als „Nebeneffekt“ meiner diesbezüglichen Bemühungen um die „Computerisierung“ des Forschungsprojektes „Ladinienatlas“ (ALD), dessen zügige Umsetzung ich sofort nach meinem Dienstantritt eingeleitet habe.

## Forschung

Ich war sicher so etwas wie ein *researchaholic*. Wenigstens wurde mir mehrfach zugetragen, dass man mich so gesehen hat. Ich habe zwischen 1982 und 2012 an drei Fronten geforscht: bei der Dialektometrie, beim Ladinienatlas ALD (Teile I und II) und bei der Kontaktlinguistik. Nur bei letzterer gilt der Hinweis auf die *longue durée* nicht. Da ging es „nur“ um die Herausgabe eines zweibändigen Handbuchs für „Kontaktlinguistik“ (mit weit über 2000 Seiten), wozu die Idee von meinem früh verstorbenen Freund Peter Nelde (1941–2007) stammte und das zwischen 1990 und 1997 in einer zwar herausfordernden, aber menschlich immer sehr angenehmen Kooperation zwischen Brüssel, Salzburg, Prag und Buffalo (USA) entstand: also ein Fall von (*lo*) *gai saber*, wie es im Süden Frankreichs hieß!

Die Arbeiten zur Dialektometrie und zum Ladinienatlas erforderten dagegen die Einbindung von eigens rekrutierten Mitarbeitern und die Bereitstellung von Sach- und Reisemitteln; beides in nicht zu geringem Umfang und über längere Frist. Ich bin damit zu einem sehr guten Kunden des FWF (und auch anderer Mäzene) geworden, die mich dankenswerter Weise nie im Stich gelassen haben.

Die im Rahmen der Dialektometrie zu erledigenden Arbeiten wurden anfangs von Mitarbeitern außerhalb Salzburgs erledigt und erst seit der Bereitstellung – durch meinen Freund Edgar Haimerl – einer alle Phasen des dialektometrischen Arbeitens abdeckenden Software (VDM: „Visual DialectoMetry“) in Salzburg selber durchgeführt. Das war ab 1997/98 der Fall.

Beim Ladinienatlas ALD entstanden – in Entsprechung zu den Notwendigkeiten der damit verbundenen Arbeiten – größere Arbeitsgruppen: diese umfassten die im Feld tätigen Exploratoren, die in Salzburg mit der Weiterverarbeitung dieser Daten beschäftigten Philologen und Spezialisten für die Bereitstellung und Pflege der dafür nötigen EDV-Schiene.

Alles zusammen ergab auf Dauer eine gar nicht kleine Menge an Projekt-Mitarbeitern, die zwar im Rahmen des Instituts tätig waren, aber doch eine vom Stammpersonal zu unterscheidende Gruppe bildeten. Dazu trug auch bei, dass jene Räumlichkeiten, in denen sie versammelt waren, vom Kern der Institutslokalitäten getrennt waren. Die dem ALD dienenden Zimmer bekamen sehr rasch den Namen „ALD-Archiv“, wobei diesem im Lauf der Zeit eine immer größer werdende Menge an Fachbüchern („ALD-Bibliothek“) zugewachsen ist. Diese ist zuletzt zu einer stattlichen Sammlung



von 5000 Bänden geworden. Auch hier habe ich mich als Bibliophiler sowohl bei der Bestellung und Bezahlung als auch bei der Signierung der Bücher in sehr handfester Weise eingebracht.

Der ALD ist ein empirisches Projekt, dessen Ziel es war (und ist), in einer rund 25000 km<sup>2</sup> großen Zone in Nordostoberitalien und der Südostschweiz die dort gesprochenen Dialekte zunächst nach den Prinzipien der klassischen Sprachgeographie zu erheben und daran anschließend mit allen technischen Mitteln unserer Zeit zu dokumentieren bzw. der Fachwelt zur Verfügung zu stellen.

Angesichts der großen Menge der ins Visier genommenen Daten wurde schon in den 70er-Jahren entschieden, das ganze Projekt aus arbeitspraktischen Gründen in zwei Teile zu zerlegen, wobei für den ersten Teil (ALD-I) die Erhebung der Phonetik und der elementaren Morphologie und für den zweiten Teil (ALD-II) jene der restlichen Morphosyntax und des Lexikons vorgesehen waren.

Offenbar leuchtete auch über dem Projekt ALD ein „guter Stern“, wie das einmal vom italienischen Sprachatlas AIS gesagt worden war. Der Projektteil ALD-I wurde seit 1985 ausgearbeitet und im Jahr 1998 in sieben Bänden (mit 884 Karten) publiziert. Der Projektteil ALD-II entstand zwischen 1999 und 2012 und umfasste bei der Publikation ebenso sieben Bände mit insgesamt 1066 Karten. Damit ist der gesamte Atlas ALD mit seinen 217 Messpunkten und 1950 Karten einer der größten Regionalatlanten der ganzen Romanistik. Und sicher der in technischer Hinsicht fortschrittlichste Atlas, da es bisher noch keine andere Atlascrew geschafft hat, alle gesammelten Tondaten und eine auf alle Transkripte zugreifende Suchmaschine ins Netz zu stellen.

Wegen der mit einem nach Inhalt, Raum und Zeit so weitgespannten Projekt *eo ipso* verbundenen Risiken war ich wirklich heilfroh und dem „guten Stern“ für sein gütiges Leuchten sowie allen meinen Mitstreitern für ihren unermüdlichen Einsatz von Herzen dankbar, als ich Anfang Dezember 2012 die in Bordeauxrot gebundenen sieben Bände des ALD-II in Empfang nehmen und neben den sieben blauen Bänden des ALD-I aufstellen konnte.

Im Rahmen der Dialektometrie konnte ich dank ebenso engagierter Koope-rantinnen – es waren hier in der Tat fast nur Damen tätig – bis zum Ende meiner Dienstzeit mit der Ausnahme von Rumänien wirklich alle Teile der Alten Romania „dialektometrisieren“ und dabei sehr wertvolle Erfahrungen sammeln (sowie natürlich auch publizieren). Daneben haben mich



auch die Sprachatlanten der Anglistik und der Germanistik interessiert, von welcher Disziplin ich praktisch alles dialektometrisiert habe, was den Namen „Linguistic atlas of...“ trägt, während ich in die zweite Disziplin im Rahmen einer zweijährigen Kooperation mit dem aus Luxemburg stammenden Germanisten Guillaume Schiltz und einer spontan angebotenen und binnen sechs Wochen zum vollen Erfolg gebrachten Zusammenarbeit mit dem Schweizer Computerlinguisten Yves Scherrer hineinschnuppern konnte. Ersteres betraf die Jahre 1996–97, Zweiteres die Monate Juli und August 2012.

Dazu gesellten sich die Übernahme zahlreicher fremder sprachgeographischer bzw. dialektometrischer Datensätze und deren anschließende Wiederverarbeitung mittels des schon erwähnten Programms VDM. In diesem Rahmen kam es auch zu Kooperationen mit Genetikern und Geographen, wobei das gemeinsame Publizieren (*obviously in English*) zu einer weiteren, sehr interessanten Erfahrung in Sachen Interdisziplinarität geriet.

## Zur Lehre

Sowohl in Regensburg als auch in der ersten Hälfte meiner Salzburger Jahre bin ich sehr gern in den Hörsaal gegangen und hatte dabei auch das Gefühl, wenn schon nicht alle, so doch sehr viele meiner Zuhörerinnen und Zuhörer mitreißen und für das jeweilige Thema interessieren zu können. Das drückte sich auch in einer anfangs durchaus präsentablen Zahl von Diplomarbeiten und Dissertationen aus. Allerdings stellte nicht nur ich etwa ab der Mitte der 90er Jahre fest, dass zum einen die Zahl der Abschlussarbeiten, zum anderen die Menge der in den Hörsälen sitzenden Studenten laufend abnahm. Zudem hatte ich – vor allem bei Vorlesungen mit sprachhistorischen oder stark textbezogenen Inhalten – immer mehr das Gefühl, dass sich das Gros der Studierenden dafür immer weniger interessierte bzw. dass bei ihnen die zur geistigen Bewältigung dieser Fakten notwendigen Vorkenntnisse in immer geringerem Umfang vorhanden waren.

In meiner Abschiedsvorlesung (Juni 2012) habe ich diesen Umstand in die Metapher der „Saurier-Werdung“ gekleidet. Irgendwie hatte ich das Gefühl, immer weniger in die aktuellen Zeitläufte zu passen bzw. mich von deren Erfordernissen so wie das längst ausgestorbene Urtier entfernt zu haben.

Schon aus Gründen der geistigen Hygiene war mein Bemühen, meine Lehrveranstaltungen in thematischer Hinsicht größtmöglich variieren zu lassen. Dies auch deshalb, weil meine eigentlichen „Hobbies“ – also die Dialektometrie und der ALD – sich nicht so recht für studentische Exerzitien eigneten. Allerdings habe ich des Öfteren genuin sprachgeographische Seminare angeboten und die Studenten veranlasst, in deren Rahmen auf eigens bereitgestellten „stummen Karten“ bunte Kartierungen in größerer Zahl herzustellen. Interessanterweise haben solche Übungen, an deren wissenschaftlicher Nützlichkeit ich nicht den geringsten Zweifel habe, die Studierenden nicht selten richtiggehend begeistert – allerdings erst nach anfänglichem Zögern und Murren.

Noch ein Wort zum absoluten Tiefpunkt meiner Karriere als Universitätslehrer, der sich in meinem vorletzten Aktivsemester (WS 2011/12) ereignete. Es war dies eine Vorlesung im Vollzug eines vom österreichischen Parlament kurz zuvor beschlossenen Studiengesetzes namens „Studieneingangs- und Orientierungsphase“ (STEOP). Die im Hohen Haus am Wiener Ring sehr detailliert beschlossenen didaktischen Normen der STEOP sahen vor, alle Neuinskribierten eines Faches in einer binnen 10 Wochen abzuhaltenden Einführungsvorlesung zu versammeln, diese dabei „konzentriert“ mit den Grundlagen des Faches zu konfrontieren und danach allen Teilnehmern die zeitliche Möglichkeit zu geben, noch vor Ende des betreffenden Semesters zweimal zu einer schriftlichen Klausur über den im Eilzugstempo vorzutragenden Stoff anzutreten. Bei Nichtbestehen dieser Prüfung war ein Ausschluss vom Studium dieses Faches vorgesehen.

*Blanchi sous le harnais*, wie ich mich im Herbst des Jahres 2011 schon präsentierte, habe ich mich auf Bitten meiner Kollegen bereit erklärt, dieses hochschuldidaktische „Himmelfahrtskommando“ zu übernehmen. Es sollte in der Tat zu einem solchen werden. Aber daran waren auch die baulichen Rahmenbedingungen beteiligt: die fragliche STEOP-Vorlesung fand nämlich in einem der größeren Hörsäle des neuen „Uniparks“ statt, der – wie vieles andere in dieser architektonisch durchgestylten Ubikation – von der exzessiven Präsenz der Farbe Schwarz gekennzeichnet ist: Boden, Rückwand, Bestuhlung, Vortragspult, die Sessel und Tische daneben: alles schwarz. Allein die Kleidung der Studenten, die sich meine Ausführungen in banger Erwartung der späteren Prüfung und nicht als Botschaft von einer Wunderwelt anhörten, brachte in dieses gruftoid-funerale Gesamtambiente etwas Farbe hinein.

Es gab von dieser Sorte acht dreistündige Sitzungen: ich war jedes Mal danach physisch erschöpft und mental deprimiert. Welch ein Unterschied zu Gossens Großvorlesungen in der Mitte der 60er-Jahre, bei denen die Sonne in den Hörsaal schien, der Vortragende noch auf große Tafeln schreiben konnte und bei den Zuhörern Interessen und Berufungen entstanden!

## Zu Universitätspolitischem

Rückblickend gab es dazu für mich zwei Perspektiven: a) die kleinere Salzburger Perspektive und b) die größeren Perspektiven vom Standpunkt gesamtösterreichischer Wissenschaftsorganisationen wie der „Österreichischen Forschungsgemeinschaft“ (ÖFG) oder des „Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung“ (FWF).

Zu a): Wenn heute – was ich vollauf verstehe – über die ganz eindeutig unter einem „schlechten Stern“ geplanten und durchgeführten Bologna-Reformen geklagt wird, so darf man darüber nicht vergessen, dass ja in Österreich die Reformitis bereits lang vor der Bologna-Reform kräftigst grassiert hat. Dazu habe ich besonders prägnante Erinnerungen, und zwar an die Vorgeschichte, die Genese und die Folgen des „Universitätsstudien-Gesetzes“ (UniStG) von 1997. Bekanntlich bestand die Quintessenz dieses Gesetzes darin, alle in Österreich bis 1997 existierenden Studienpläne unterschiedslos zu sistieren und nach bestimmten Vorgaben durch neue ersetzen zu lassen. Diese Vorgaben sahen für die Geisteswissenschaften die Abschaffung der traditionellen *Zwei*-Fächer-Studien und deren Ersetzung durch *Ein*-Fach-Studien vor, wobei dem jeweiligen Nominalfach ein paar Stunden an Wahlfächern beigemischt werden konnten.

Was mich zunächst erstaunt, dann erbittert und schlussendlich resignativ gestimmt hat, war die Tatsache, dass vor Ort weitgehend klaglos funktionierende Studienpläne ohne jegliche Nachschau oder Begründung *par ordre du mufti* für schlecht bzw. ersetzenswert erklärt wurden und zudem alle unsere Argumente hinsichtlich der Nützlichkeit des parallelen Studiums *zweier* Fächer – und nicht bloß eines *einzig*en – ohne triftige Gründe vom Tisch gewischt wurden. Gerade mir als Romanisten, der alle Nachteile der in den diversen romanischen Ländern traditionellen Ein-Fach-Studien sehr gut kannte, musste so etwas wie ein *crimen laesi intellectus* vorkommen.

Und auch wie eine Demütigung: eine solche ist damals von Seiten der oder des Hauptverantwortlichen im Ministerium wohl stillschweigend (und vielleicht auch billigend?) in Kauf genommen worden.

Zu Bologna & Co.: *passons l'éponge!* Erschütternd war für mich die große Zahl der gehorsam unter der Last der Umsetzung dieses Unsinns gekrümmten Rücken, die allesamt der engeren Kollegenschaft zurechnen waren. Im vertrauten Kreis pflege ich als diesbezügliche Besinnungslektüre das 1927 geschriebene Buch *La trahison des clercs* von Julien Benda zu empfehlen, wozu es auch vorzügliche (und zudem ganz rezente) deutsche Übersetzungen gibt.

Zu b): Bei der ÖFG durfte ich seit 1996 in deren wissenschaftlichem Beirat vor allem bei der Erörterung wissenschaftspolitischer Themen und der Vorbereitung der alljährlich am Semmering stattfindenden „Österreichischen Wissenschaftstage“ mitarbeiten. Hier wie beim FWF war stets der direkte Kontakt zu engagierten Kollegen aus anderen Disziplinen überaus stimulierend, da ich solcherart sehr viel zum wechselseitigen Verständnis zwischen Geistes- und Naturwissenschaftlern dazulernen konnte. Kurzes Fazit: dieses könnte wirklich besser sein, würde aber voraussetzen, dass man dem Anderen wirklich geduldig zuhört und auch Schriften aus seiner Produktion liest.

Meine fast neun Jahre dauernde Tätigkeit beim FWF (2000–2008) war ganz anderer, und vor allem auch intensiverer Natur. Ich war dort als Referent für die Behandlung sprach- und auch – eine Zeitlang – literaturwissenschaftlich relevanter Projektanträge zuständig. Dazu musste ich – stets in Kooperation mit sehr kundigen Sachbearbeiterinnen des FWF – die eingehenden Projektanträge lesen und – je nach Höhe der beantragten Summe – die Namen von rund zehn in Frage kommenden außerösterreichischen Fachleuten vorschlagen, die danach mit der Bitte um Abgabe eines Gutachtens (in verschiedenen Sprachen) angeschrieben wurden und auf dieses Ansinnen in den allermeisten Fällen nur zur Hälfte reagierten. Dieses auch bei den Naturwissenschaften vorhandene Phänomen der Begutachtungs-Unlust ist außerhalb der eigentlichen Forschungsförderungsorganisationen kaum bekannt. Die nach etwa 3–4 Monaten eingehenden Gutachten wurden zuerst von den Sachbearbeiterinnen und dann von mir bewertet und mit Blick auf die später im Rahmen einer Vollsitzung aller Referenten des FWF vorzunehmende Mittelzuteilung („Bewilligung“) gewichtet.

In den erwähnten Vollsitzungen stand einsichtigerweise nur eine beschränkte Menge Geldes zur Verfügung, um dessen Verteilung sich die

verschiedenen Referenten – letztendlich stets die eigenen gegen die „fremden“ Projekte verteidigend – unter dem zwischen Grant und Humor schwankenden Vorsitz des FWF-Chefs bisweilen recht wortreich stritten. Die dabei – allerdings stets unter Beachtung eines guten interkollegialen Respekts – vorgebrachten Für- und Wider-Argumente eröffneten, alles in allem, stets sehr interessante Einblicke in die fächerübergreifenden Einsichten und Einstellungen der Kollegen.

Die diesbezüglichen Friktionen waren um vieles größer als das, was im Rahmen der ÖFG beobachtet werden konnte; das betraf aber auch die wechselseitigen Lerneffekte. Denn, wenn man über Jahre mit solchen Kon- und Divergenzen befasst ist, dann bleibt schon einiges hängen.

Der FWF verstand sich zum Beginn meiner Zeit immer als eine *bottom up* agierende Institution, die also nach besten Kräften die von der wissenschaftlichen Basis Österreichs kommenden Initiativen unterstützte. Doch hat er in zunehmendem Umfang im Nachvollzug internationaler Bräuche auch eigene Programme (für Forschung in Netzwerken, Doktorandenkollegs etc.) gestartet und deren Inanspruchnahme an die Beachtung bestimmter Normen geknüpft.

Dabei – und zuvor schon bei der Stellung individueller Förderanträge – ist es – auch als Folge der prinzipiell außerösterreichischen Herkunft der Gutachter – zu einer raschen Durchsetzung des Englischen bei der Antragstellung und dann zu einer ähnlich zügigen Verdrängung aller anderen Sprachen und damit auch des Deutschen gekommen.

Ich habe gemeinsam mit anderen Kolleginnen und Kollegen aus den Geisteswissenschaften immer wieder und in zum Teil sehr engagierter Form auf die damit in „unseren“ Bereichen verbundenen Nachteile und negativen Konsequenzen hingewiesen, dabei aber recht deutlich gemerkt, wie wenig Verständnis und Respekt diesen Sorgen von der auf *Internationalität, weltweite Sichtbarkeit, und länderübergreifendes Agieren* ausgerichteten Leitung des FWF entgegengebracht wurde.

Das hat natürlich auch damit zu tun, dass diese Funktion stets in naturwissenschaftlichen Händen lag, aber auch mit internationalen Trends, die in Begriffen wie *excellence* und *visibility* (von Forschungsergebnissen) – und nicht etwa von (durch Experten festgestellter) Qualität – um jeden Preis anzupeilende Hochziele sah. Damit aber hat sich der FWF – überdies wie fast alle anderen europäischen Wissenschaftsorganisationen – auf ein wissenschaftssoziologisch sehr eng abgezirkeltes Terrain begeben, wo die

für die Geisteswissenschaften – und erst recht für alle Philologen – unabdingbare sprachliche und kulturelle Vielfalt absolut keinen Platz mehr hat. Das mag ja für die Naturwissenschaften und deren innere Substanz förderlich bzw. weitgehend unschädlich sein, ist aber für die Geisteswissenschaften pures Gift. Und zwar ein tödliches.

Mit der programmatischen Zurückdrängung von Sprachen sinken nicht nur deren Prestige und Ausdrucksmöglichkeiten, sondern auch die Wertschätzung aller darin niedergelegten Wissensinhalte. Vom Verschwinden dieser Sprachen aus den Köpfen der Kollegen (und dem Versickern von deren Lesekompetenzen) ganz zu schweigen. Damit aber werden die vorhandenen wissenschaftlichen Kapazitäten in nur eine ganz bestimmte Richtung fokussiert und gehen dadurch ihrer angestammten Vielfalt verlustig. Schließlich fallen auch ältere nicht-englische Wissensgüter durch Unkenntnis der betreffenden Sprache und durch die über den schon erwähnten Statusverlust hervorgerufene Indifferenz des Publikums dem Vergessen anheim. Dadurch können nicht nur kompakte Sektoren der Geisteswissenschaften verlöschen, sondern sich auch Brüche in der kulturellen Kontinuität ganzer Kulturen auftun.

Dazu gibt es ja schon eine reichhaltige Literatur, wo man sich von den einschlägigen Fakten und den dazu zirkulierenden Meinungen ein differenziertes Bild machen kann. Ich sehe in dieser von den akademischen Institutionen und vom Zeitgeist wirbelsturmgleich geförderten *English only*-Manie eine nicht groß genug einzuschätzende Gefahr für die geistige (etc.) Vielfalt Europas. Und zwar nicht nur für die heute (also *hic et nunc*) in Europa beobachtbare Vielfalt, sondern auch für unser Verhältnis zur Geschichte dieser Vielfalt und damit zu unserem Herkommen.

Was mich jenseits dieser in trockenen Worten artikulierbaren Diagnose aber immer wieder von neuem erschüttert, ist die grenzenlos blauäugige Naivität, mit der just die Intellektuellen und Universitätsleute – also keineswegs die „Laien“ – den mit *English-only* assoziierten Verheißungen der endgültigen Bannung der babylonischen Sprachenverwirrung auf den Leim gehen. Hameln und sein Rattenfänger lassen grüßen.

Der Wiener Philosoph K. P. Liessmann hat dazu in seinem Buch über *Theorie der Unbildung: die Irrtümer der Wissensgesellschaft* (Wien 2006) Goldrichtiges geschrieben.

Doch ist das wohl eines jener Syndrome, die darauf hinweisen, dass wir uns wirklich in einer Zeit akzelerierter (und sicher folgenschwerer) *geisti-*

ger Umbrüche befinden, die den vorhergehenden Generationen trotz großer *politischer* Not erspart geblieben sind.

### **Zu Romanistischem *sensu proprio***

Der Umgang mit Sprachen ist nicht bloß *cool*: das ist viel mehr. Zwar scheint die im österreichischen Schulwesen anzutreffende Breite des Unterrichts-Angebots an romanischen Sprachen noch ungefähr der Nachfrage zu entsprechen und zudem beides hinreichend groß zu sein. Doch steht dem eine Verkürzung der jeweiligen Unterrichtsdauer (in Jahren) und vielleicht auch – den Berichten ehemaliger Studenten und nunmehriger Lehrer nach zu schließen – ein Verlust an zu erzielender Qualität des Lehrens und (vor allem) Lernens gegenüber. Das sind natürlich Phänomene auf der Ebene der „großen Zahlen“, die nicht hindern, dass es immer wieder brillante Köpfe geben wird, die ihren Weg von den Schulen auf die Universitäten finden.

Der *English-only*-Manie nicht unähnlich, grassiert seit einiger Zeit an den europäischen Universitäten der Trend, bei der Ausbildung der Gymnasiallehrer den Anteil der jeweiligen Fächer zugunsten didaktischer und pädagogischer Komponenten ziemlich radikal zu verkürzen. Dazu parallel gibt es ja auch Stimmen, die die Ausbildung von Gymnasiallehrern an außer-universitäre Institutionen verlagern wollen bzw. überhaupt die totale Vereinheitlichung der Ausbildung aller Lehrer (vom Kindergarten bis zum Gymnasium) fordern.

Angesichts dessen, was ein als „gut“ zu qualifizierender Junglehrer – den seine Schüler auch tatsächlich als solchen akzeptieren – allein an sprachpraktischen Fertigkeiten beherrschen muss, die wiederum nur um den Preis eines entsprechenden zeitlichen Aufwands zu erwerben sind, weisen solche Forderungen in eine Richtung, die kein seriöser Universitätsphilologe billigen kann. Und zwar nicht aus fachlichem Egoismus, sondern um der Verantwortung willen, die er (oder sie) zum einen gegenüber der Jugend und zum anderen gegenüber dem romanischen Erbe Europas hat.

### **Abrundendes**

Trotz der vielen Kritik, die zuletzt geäußert wurde, waren die vierzig von mir im Dienst der Romanistik gleichsam mit Siebenmeilenstiefeln durch-eilten Jahre eine überaus erfüllte, spannende und auch schöne Zeit.

Einer meiner katalanischen Freunde hat – freilich mit exklusivem Blick auf seine zwischen Katalanisch und Spanisch hin und her gerissenen Heimat – das Binom *ciència i passió* zum Thema eines ganzen Buches<sup>2</sup> gemacht. Ich will mich dem, freilich nur für meine Person, vollinhaltlich anschließen und zugleich hoffen, dass auch in Hinkunft, allen Verwerfungen zum Trotz, an unseren Universitäten *sub hoc signo* eine erfüllte Romanistenkarriere möglich sein sollte.

---

<sup>2</sup> Antoni M. Badia i Margarit: *Ciència i passió dins la cultura catalana*. Montserrat: Publicacions de l'Abadia de Montserrat 1977.



## Auswahlbibliographie

- *Die normandische Urkundensprache. Ein Beitrag zur Kenntnis der nordfranzösischen Urkundensprachen des Mittelalters.* Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 1970 (= Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse, Bd. 269).
- mit Helmut Berschin / Josef Felixberger: *Französische Sprachgeschichte. Lateinische Basis, interne und externe Geschichte, sprachliche Gliederung Frankreichs; mit einer Einführung in die historische Sprachwissenschaft.* München: Hueber 1978 (Hildesheim: Olms<sup>2</sup>2008).
- *Dialektometrische Studien. Anhand italoromanischer, rätoromanischer und galloromanischer Sprachmaterialien aus AIS und ALF.* Tübingen: Niemeyer 1984, 3 Bde.
- mit Peter Nelde / Starý Zdeněk / Wolfgang Wölck (Hg.): *Kontaktlinguistik / Contact Linguistics / Linguistique de contact. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung / An International Handbook on Contemporary Research / Manuel international des recherches contemporaines.* Berlin / New York: De Gruyter, Bd. I: 1996, Bd. II: 1997.
- ALD-I: Herausgabe und vorhergehende Projektleitung, unter Mitarbeit von Helga Böhmer / Silvio Gislimberti / Dieter Kattenbusch / Elisabetta Perini / Tino Szekely / Irmgard Dautermann / Susanne Heißmann / Ulrike Hofmann / Anna Kozak / Heide Marie Pamminger / Judith Rößler / Roland Bauer / Edgar Haimerl: *Atlant linguistisch dl ladin dolomitich y di dialec vejins*, 1<sup>a</sup> pert / *Atlante linguistico del ladino dolomitico e dei dialetti limitrofi*, 1<sup>a</sup> parte / *Sprachatlas des Dolomitenladinischen und angrenzender Dialekte*, 1. Teil. Wiesbaden: Dr. L. Reichert Verlag 1998. 4 Bde. mit Karten (Bd. I: 1–216; Bd. II: 217–438; Bd. III: 439–660; Bd. IV: 661–884), 3 Bde. mit Indizes (vorwärts alphabetisch, rückwärts alphabetisch, etymologisch), 3 begleitende CD-ROM.
- ALD-II: Herausgabe und vorhergehende Projektleitung, unter Mitarbeit von Ilaria Adami / Helga Böhmer / Axel Heinemann / Frank Jodl / Liza Klinger / Daniele Rando / Brigitte Rührlinger / Walter Strauß / Tino Szekely / Paul Videsott / Heidemarie Beer / Agnes Staudinger / Edgar Haimerl / Bernhard Schauer / Fabio Tosques / Andreas Wagner: *Atlant linguistisch dl ladin dolomitich y di dialec vejins*, 2<sup>a</sup> pert / *Atlante linguistico del ladino dolomitico e dei dialetti limitrofi*, 2<sup>a</sup> parte / *Sprachatlas des Dolomitenladinischen und angrenzender Dialekte*, 2. Teil. Strasbourg: Éditions de Linguistique et de Philologie 2012. 5 Bde. mit Karten (Bd. I: 1–202; Bd. II: 203–420; Bd. III: 421–635; Bd. IV: 636–850; Bd. V: 851–1066), 2 Bde. mit Indizes (*Volumen supplementarium, Index generalis*).

- Adami, Ilaria 127  
Altmann, Gabriel 112, 113  
Badia i Margarit, Antoni  
  Maria 126  
Baehr, Rudolf 114  
Bauer, Roland 127  
Beer, Heidemarie 127  
Benda, Julien 122  
Berschin, Helmut 111, 113,  
  127  
Blaikner, Gabriele 115  
Böhmer, Helga 127  
Dautermann, Irmgard 127  
Ernst, Gerhard 111, 113  
Felixberger, Josef 111, 113,  
  127  
Gislimberti, Silvio 127  
**Goebel, Hans** 101  
Gossen, Carl Theodor 106,  
  107, 109  
Grillparzer, Franz 102  
Haimerl, Edgar 117, 127  
Hanslik, Rudolf 107  
Heinemann, Axel 127  
Heißmann, Susanne 127  
Held, Gudrun 115  
Hofmann, Ulrike 127  
Jodl, Frank 127  
Jurt, Joseph 111  
Kattenbusch, Dieter 127  
Klinger, Liza 127  
Kozak, Anna 127  
Kraus, Walther 107  
Kreisky, Bruno 115  
Lesky, Albin 107  
Liessmann, Konrad Paul 124  
Lüdtke, Helmut 114  
Messner, Dieter 114  
Nelde, Peter 117, 127  
Pamminger, Heide Marie 127  
Perini, Elisabetta 127  
Pfister, Max 109, 110  
Pöckl, Wolfgang 115  
Rabuse, Georg 106  
Rando, Daniele 127  
Rößler, Judith 127  
Rührlinger, Brigitte 127  
Schauer, Bernhard 127  
Scherrer, Yves 119  
Schiller, Friedrich 102  
Schiltz, Guillaume 119  
Skoda, Albin 102  
Staudinger, Agnes 127  
Stimm, Helmut 114  
Strauß, Walter 127  
Szekely, Tino 127  
Tosques, Fabio 127  
Varro, Marcus Terentius 107  
Videsott, Paul 127  
von Wartburg, Walther 110  
Wagner, Andreas 127  
Wandruszka, Mario 114, 115  
Wölck, Wolfgang 127  
Zdeněk, Starý 127

- Basel
  - Ort 109
- Berlin
  - Ort 114
- Bochum
  - Ort 112
- Bonn
  - Ort 111
- Brüssel
  - Ort 117
- Buffalo / USA
  - Ort 117
- Frankreich
  - Ort 106
- Graz
  - Ort 102, 103
- Hildesheim
  - Ort 113
- Luxemburg
  - Ort 119
- Marburg / Lahn
  - Ort 108, 109, 110, 112
- München
  - Ort 113
- Münster
  - Ort 111
- Österreich
  - Ort 101, 115, 121
- Paris
  - Ort 106
- Prag
  - Ort 117
- Regensburg
  - Ort 108, 111, 112, 113, 115, 116, 119
- Rumänien
  - Ort 112, 118

## Salzburg

Ort 112, 114, 115, 116, 117, 119, 121

## Schweiz

Ort 106, 109, 118, 119

## Semmering

Ort 122

## Wien

Ort 101, 102, 103, 104, 105, 108, 109, 110, 111, 124

## **Hans Goebel**

Geboren am 2. Oktober 1943 in Wien. Aufgewachsen vorwiegend in Wien. 1949–1953 Besuch der Volksschule in Wien. 1953–1961 Besuch des Realgymnasiums zunächst in Graz, dann in Wien. 1961 Matura in Wien. Ab 1962 Studium an der Universität Wien. 1967 Abschluss mit den Lehramtsprüfungen aus Französisch und Latein. 1970 Doktorat aus Romanischer (Hauptfach) und Klassischer Philologie (Nebenfach). 1967–1973 Lehrer an Wiener Gymnasien (Fächer: Französisch und Latein). 1973–1980 Assistent (genauer „Wissenschaftliche Hilfskraft mit den Aufgaben und Bezügen eines Verwalters der Dienstgeschäfte eines wissenschaftlichen Assistenten“), Universität Regensburg. 1980 Habilitation aus Romanischer Philologie (Sprachwissenschaft), Universität Regensburg. 1980–1982 Heisenbergstipendiat der DFG. 1982–2012 Ordinarius für Romanische Philologie an der Universität Salzburg. 2012 Emeritierung. Seit 2006 Korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Seit 1968 verheiratet mit Mag. Uta Goebel-Streicher, zwei erwachsene Söhne und zwei Enkelsöhne.





Mit diesem Band der *Romanistik als Passion* wird eine weitere Reihe von autobiographischen Berichten emeritierter Professoren vorgestellt. Die Texte liefern einen Grundstein für die Fachgeschichte der Romanistik seit der Nachkriegszeit und gewähren einen wertvollen Einblick in die Entwicklung der romanischen Sprach-, Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaften. Geprägt war diese Generation nicht nur von den Kriegseignissen, sondern auch von den Folgen der 68er-Bewegung, den theoretischen Umbrüchen der 80er Jahre sowie dem Paradigmenwechsel des neuen Medienzeitalters.

Klaus-Dieter Ertler ist Professor für Romanische Literaturwissenschaft an der Universität Graz.

LIT  
www.lit-verlag.at

978-3-643-50623-8

